



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

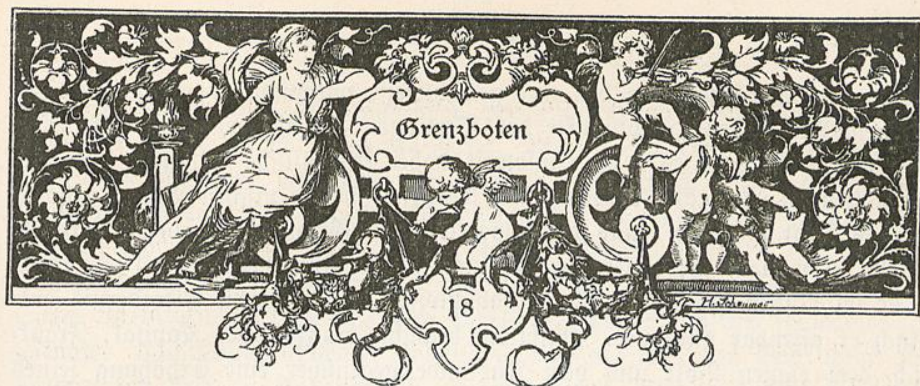
DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Bahn frei!

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Bahn frei!



s ist in den letzten Wochen wieder viel vom russisch-französischen Bündnis die Rede gewesen. Die neuerlichen Abmachungen der beiden Regierungen, die auf Ostasien Bezug haben, und der Besuch des Präsidenten Loubet in St. Petersburg haben die Aufmerksamkeit der den politischen Ereignissen folgenden Welt von neuem auf diesen seinerzeit vielbesprochenen Punkt gelenkt.

Es scheint, als wäre es von vornherein den beiden vertragschließenden Mächten ganz besonders darum zu thun gewesen, das von ihnen getroffene Abkommen als eine den europäischen Frieden fördernde und sichernde Vereinbarung hinzustellen. Wenn man jemand eine geladene Pistole in die Hand giebt und ihn auffordert, sie auf eine ihm bezeichnete Person abzuschießen, sobald er den rechten Augenblick dafür gekommen glaube, so ist das in ähnlichem Sinne eine friedfertige, den Frieden sichernde und fördernde Handlung. Freilich wird es ja bei der dem Vertrage der Öffentlichkeit gegenüber untergelegten Absicht namentlich der russischen Regierung, wie auch sonst, um den Honig der Glück und Segen verheißenden Redensarten zu thun gewesen sein, und den billigen Wunsch der Schönfärberei konnte ihr Frankreich um so weniger versagen, als es die deutschen Barbaren im Geiste schon über den Rhein zurückgedrängt und in wilder Flucht auf die Lanzen „unzähliger“ Sotnien von Kosaken zugetrieben sah.

Wie steht es aber nun, abgesehen von der aufgeklebten Friedensetikette, mit dem Wesen des Vertrags, insoweit er veröffentlicht worden ist? Die Lage Rußlands und Frankreichs, als sie den Vertrag schlossen, war klar genug, und der Nutzen, den sie davon erwarteten, ist es auch. Die Sicherung des Weltfriedens und die Wiederherstellung des zu Deutschlands Gunsten verschobnen europäischen Gleichgewichts hatten zwar wenig genug mit der getroffenen Vereinbarung zu thun, dafür aber war sie in anderer Beziehung gut und zweckmäßig, da sie beiden Kontrahenten gerade die von ihnen gesuchten Vorteile verschaffte. Eine Defensivallianz, die beide Bundesgenossen ins Feld rufen sollte, wenn einer von ihnen angegriffen würde, und eine für russische Industrie- und Verkehrszwecke in Frankreich aufzunehmende, nicht unbeträchtliche Anleihe:

das waren, abgesehen von den nur gerüchtweise vorhandenen geheimen Stipulationen, die beiden Hauptpunkte des Vertrags. Er ist zwar gegen Deutschland gerichtet, und es wird, insoweit dabei französische Wünsche und Erwartungen in Betracht kommen, auf das Fell des deutschen Bären gehofft, aber es liegt uns fern, aus deutschpatriotischen Gründen an einem Vertrage mäkeln zu wollen, für dessen Beurteilung nur die Frage maßgebend sein kann, ob er im Nutzen derer lag, die ihn abschlossen. Und diesem Erfordernis entsprach er offenbar durchaus. Rußland brauchte französisches Kapital, Frankreich dem eignen Volk und dem Auslande gegenüber eine Erhöhung seines Prestige. Beides konnte der eine dem andern gewähren, und die russische Diplomatie, die keiner andern nachsteht, war vorsichtig genug gewesen, sich so einzurichten, daß der russische Finanzminister das französische Geld vorgehoffen erhielt, ohne daß sich der russische Kriegsminister mit einer Mobilmachung in Unkosten zu stürzen brauchte.

Daß das Bündnis, insoweit dessen Bestimmungen veröffentlicht worden sind, nur defensive, nicht auch offensive Zwecke verfolgt, ist in den Augen der französischen Chauvinisten sein Hauptfehler, und wenn man den dem Kaiser Nikolaus dem Zweiten in Frankreich zu teil gewordenen Empfang aufmerksam beobachtet hat, so wird man bemerkt haben, daß das russische Bündnis in Frankreich sehr populär ist, daß die französische Republik in jedem der beiden Fälle an entgegenkommenden, bisweilen sogar etwas byzantinischen Aufmerksamkeiten mindestens ebensoviel geleistet hat, als dies eine monarchische Regierung hätte thun können, und daß man französischerseits nach Möglichkeit bestrebt gewesen ist, die französische Armee und die französische Flotte als die Teile des Staatskörpers in den Vordergrund zu stellen, die das Bündnis vor allen andern angehe, was man doch offenbar nicht hätte zu thun brauchen, wenn es sich, wie behauptet wurde, nur um die Förderung und die Sicherung des europäischen Friedens und Gleichgewichts gehandelt hätte.

Der Leser muß uns hier auf einem Abstecher zum St. Petersburger Hof begleiten, da ein kurzer Überblick über die dortigen Verhältnisse für die Beurteilung der durch den Vertrag geschaffnen Lage wünschenswert, und es uns auch darum zu thun ist, dem einen oder dem andern Leser, der vielleicht den Verhältnissen ferner stehn könnte, einen Maßstab dafür an die Hand zu geben, wieviel nach unsrer Meinung der deutschen Regierung über etwaige geheime Separatbestimmungen des Vertrags bekannt sein könnte.

Die Romanows unsrer Tage sind, um es mit drei Worten zu sagen, alle noble Charaktere gewesen, und nach dem, was man in wohlunterrichteten Kreisen über Nikolaus II. hört, dürfte er ein pflichttreuer, gewissenhafter, durch seinen Charakter den Thron in jeder Weise zierender Monarch sein. Wenn es weiterhin wahr ist, daß er einen scharfen, richtigen Blick für Menschen hat und denen seiner Berater, die sein Vertrauen genießen, ziemlich weiten Spielraum läßt, so kann sich das russische Volk zu diesem kaum vierunddreißigjährigen Herrscher wohl gratulieren.

Deutschfreundlich, wie er es in den drei ersten Vierteln des vorigen Jahrhunderts war, ist der russische Hof nicht mehr: was von Zeit zu Zeit geschieht,

um die alte Tradition patriarchalischer, preußisch-russischer Familienbeziehungen aufrecht zu erhalten, ist nichts als Form. Die Kaiserin-Wittve und die Mehrzahl der Großfürsten und Großfürstinnen sind antideutsch, und der sie umgebende Kreis zum Teil sehr vornehmer und vermöglicher Leute ist noch antideutscher als sie. Die Verdienste, die sich Deutschland seinerzeit um die Zivilisierung Rußlands erworben hat, sind vergessen, und die Sympathien der großen Mehrzahl dieser glänzenden Gesellschaft haben sich den Franzosen zugewandt. Die Kaiserin-Wittve und alles, was am russischen Hofe mehr oder weniger mit dem zu Kopenhagen zusammenhängt, thun das ihre, das willkommene französische Feuer zu schüren. Selbstverständlich in sehr vorsichtiger Weise. In der bekannten Art, wie vornehme Damen in ihrem Kreise jeden unmöglich zu machen verstehen, dem sie nicht wohl wollen. Mit halben Worten und gelegentlichen, scheinbar absichtslosen, aber aufs feinste berechneten kleinen Rundgebungen, die denn, so unauffällig sie vielleicht scheinen mögen, dem Auge der um die fürstliche Gunst bemühten Hofgesellschaft in der That auch nicht entgehn und von ihr als Winke und Befehle angesehen werden.

Wenn der Zar die Franzosen noch nicht veranlaßt hat, irgend einen Vorwand zum Kriege mit Deutschland vom Zaune zu brechen, so liegt das nicht notwendig an einem Mangel von Antipathie gegen Deutschland oder von Sympathie für Frankreich: es liegt vielmehr daran, daß er einem politischen Ziele zustrebt, das durch jeden europäischen Krieg, in den sich Rußland verwickeln ließe, notwendig in weitere Ferne gerückt werden würde. Der an natürlichen Hilfsquellen so reiche Staat ist noch so unentwickelt, daß er vor allem seinen Handel ausbreiten und seine Industrie entwickeln muß, ehe er daran denken kann, einen ernstern Krieg mit einer Macht wie das durch seine Bundesgenossen verstärkte Deutschland aufzunehmen, solange dies vermieden werden kann.

Als die französische Regierung den bekannten Vertrag mit Rußland schloß, mußte sie wissen und wußte sie, was sie that. Sie legte damit die beliebige Entscheidung über Krieg und Frieden in Europa in die Hände eines jungen dreißigjährigen Mannes, der in seiner Eigenschaft als Selbstherrscher an keine andre Rücksicht gebunden war als die, zu der ihm die eigne Mäßigung riet. In denselben Händen liegt sie noch, und das ist auch der Grund, warum Kaiser Nikolaus II. bisweilen als der oberste Schiedsrichter von Europa bezeichnet wird. Wir erinnern daran, daß auch Napoleon III. daselbe Amt jahrelang verwaltet hat, bis sich herausstellte, daß er nicht einmal mehr die nötige Autorität hatte, sich im eignen Lande Gehorsam zu verschaffen, und wir sehen — wie dies ja auch der brave alte Präsident Krüger unter einem weit ungünstigern Ausblick in die Zukunft thut — vertrauensvoll den Ereignissen entgegen, die uns den Ratschluß der Vorsehung entschleiern sollen. Wenn der Deutsche nicht inzwischen, wozu er sich allerdings anzuschicken scheint, in Bier, Festlichkeiten, oberflächlichem Wesen und unverantwortlicher Unwissenheit von allem, was ringsherum geschieht, zur Molluske wird, so werden ja die Franzosen und die Russen finden, à qui parler. Aber leicht sollte man die Sache um Gottes willen nicht nehmen. Es wird im eigentlichsten Sinne des Wortes an Rock und Kragen gehn, und wenn die Deutschen im ent-

scheidenden Augenblicke weniger hell, weniger kräftig, weniger begeistert, weniger opferfreudig sein sollten, als sie es 1813 und 1870 gewesen sind, so könnte man wohl etwas erleben, was zu dem Niederwalddenkmal, zu den Standbildern Wilhelms des Ersten und zu den Bismarckssäulen schlechter als schlecht passen würde.

Von der hohen russischen Gesellschaft, über der der Zar und die Mitglieder des Hauses Romanow stehen, und in die wir die Mitglieder des kaiserlichen Hauses deshalb auch nicht einschließen, wäre mancherlei zu sagen. Wir wollen uns hier damit begnügen, zu bemerken, daß sie auf der ganzen Welt, was Lüge, Intrigue, Verleumdung und Falschheit anlangt, nicht ihresgleichen hat: es müßten denn der Harem in Pildiz=Kiosk oder der Hof der Kaiserin=Mutter von China nach diesen Richtungen hin noch Bedeutenderes leisten. Die fidele, keine Verschämtheit kennende, sich an sich selbst erfreuende und im hellen Tageslicht sonnende Lüge findet sich, jene beiden Ausnahmen vielleicht abgerechnet, nur in der russischen Gesellschaft in ebensolcher Vollendung vor.

Eine durchaus ehrbare und wohlgezogene Dame ist eben von vier bis fünf andern abgeküßt und von der Herrin des Hauses unter den überschwenglichsten Zärtlichkeitsbezeugungen ins Vorzimmer gebracht worden. Die Thür hat sich kaum hinter der zur übrigen Gesellschaft zurückkehrenden Dame vom Hause wieder geschlossen, und schon wird der eben hinausgeleiteten Schand und Brand nachgesagt.

Wir waren sehr gut mit einer Dame und deren Töchtern bekannt, deren Gatte und Vater längere Zeit einen Gesandtschaftsposten in St. Petersburg bekleidet hatte. Es waren gute, liebenswürdige, ehrbare Deutsche, die auch im Ausland gute ehrbare Deutsche geblieben waren. Der alte Herr, der in St. Petersburg, um zu repräsentieren, notgedrungen einige Bären angebunden hatte, hatte seinem Souverän bei seiner Heimkehr ein weiteres Paar, Mißche und Maschka, mitgebracht, und der Souverän hatte sich der mitgebrachten wie der in St. Petersburg angebundenen bereitwillig angenommen. Der alte Herr kommandierte ein Kavallerieregiment, und es war rührend zu sehen, wie sich die Familie unter den Überbleibseln großstädtisch moskowitischer Pracht und Herrlichkeit in alteinfacher deutscher Art wieder zurechtzufinden suchte. Aber das Lügen hatten sie sich in St. Petersburg doch alle angewöhnt. Olga, du sollst nicht lügen! war das dritte Wort der alten Dame, und auch Olga und ihre beiden Schwestern thaten mit gegenseitigen Warnungen und vorsichtiger Selbstbeobachtung ihr Möglichstes. Die Sache ist selbstverständlicherweise längst wieder in ihr richtiges Geleis gekommen, aber es war ordentlich, als wenn die ganze Familie in eine Lügenlauge getaucht gewesen wäre.

Für einen deutschen Botschafter ist die Verpflichtung, in einer Gesellschaft dieser Art Fuß zu fassen und sich da eine solche Stellung zu verschaffen, daß er als dazu gehörig angesehen werde, und Verlässliches berichten könne, ganz gewiß keine leichte Nummer, obwohl in solchen Fällen das Gesamtbild immer für eine Menge angenehmer Ausnahmen Raum läßt. Es soll zwei Wege geben, zum Ziele zu kommen: dem Kaiser zu gefallen, was nicht jedem beschieden ist, aber sofort wie mit einem Zauberschlage jede Schwierigkeit aus

dem Wege räumt; oder sich durch Luxus, Eleganz und Liebenswürdigkeit eine Stellung in der Gesellschaft zu machen. Wir haben das erwähnt, um die Vermutung daran zu knüpfen, daß die deutsche Regierung in vielen Fällen, wenn sie Glück in der Wahl des kaiserlichen Botschafters gehabt hat, leidlich informiert sein und zum Beispiel ahnen wird, ob es geheime Stipulationen bei dem französisch-russischen Bündnisse giebt, und welcher Art sie sind. Die Engländer sagen: Such things leak through, leak out, und Bismarck hat sich mehrfach, wenn von einem nicht diskreten Diplomaten oder Beamten des Auswärtigen Amtes die Rede war, des Ausdrucks bedient: Er ist nicht dicht.

Sa wie sollen wir nun beschreiben, wie einzelnen Bevorzugten, unter ihnen in erster Reihe einem gern gesehenen Botschafter gewisse Dinge bekannt werden, ohne daß man eigentlich sagen kann, der oder jener habe die Kage aus dem Sack gelassen? Wenn unsre verehrten Volksvertreter den Gehalt des kaiserlichen Botschafters in St. Petersburg mit Ach und Krach bewilligen, als wenn es sich dabei um jemand handelte, der sich dort eines goldnen Müßiggehns erfreuen sollte, so geben sie sich freilich davon keine Rechenschaft, daß der Eisenbahnbeamte, der an einem lebhaften Kreuzungspunkte das Beobachten und Manipulieren im Signalhause mit Mühe und Not ein bis zwei Stunden ermacht, vor dem beobachtenden Diplomaten in doppelter Beziehung etwas voraus hat, weil er genau weiß, wohin er zu sehen hat, um die Signale aufzunehmen, und er sich auf das, was er sieht, verlassen kann, während der Beobachter im *Ceil-de-boeuf* des Winterpalasts weder weiß, wo etwas zu erspähn sein wird, noch wem er trauen darf.

Wenn ein Botschafter der rechte Mann für St. Petersburg ist und da gefällt, so bilden sich zwischen ihm und der Gesellschaft Beziehungen, Fäden, Kanäle, die nicht dem ausländischen Diplomaten, sondern dem liebenswürdigen Gesellschaftler gelten, und bei diesem zwanglosen geselligen Verkehr seht eben ab und zu etwas durch. Allerdings ist alle Welt um ihn herum diskret. Das kaiserliche Paar ist diskret, die Großfürstinnen sind diskret, die Minister, die Generale und die Flügeladjutanten, die Kammerherren und die Kammerjunker sind diskret, aber — das einzige, was den Botschafter ganz auf den Pott setzen könnte — stumm sind sie nicht. Man sieht sich und trifft sich zu jeder Tages- und Nachtstunde: es giebt langes Warten, endlos erscheinende Diners, obwohl ihre Dauer kaum ein Viertel der Zeit in Anspruch nimmt, die uns in Deutschland ein Festmahl kostet; es wird immer wieder von neuem konvertiert, gefragt, geantwortet, diskuriert, supponiert, referiert. Die Großfürstin Vera soll von dem Minister des Auswärtigen oder von dessen rechter Hand oder von dessen Sohn gehört haben . . . Nein, die Großfürstin Vera hat der Fürstin Galizine ausdrücklich versichert, sie habe nichts gehört . . . aber der Fürst Galizine hat von dem Großfürsten Paul gehört . . . Schließlich steht es fest, daß niemand etwas gesagt und niemand etwas gehört hat, aber der Botschafter hat doch dabei den Eindruck gewonnen, es könne in einer geheimen Stipulation der Fall vorgeesehen sein, daß wenn sich im Fehmaru-Belt etwas ganz Bestimmtes ereigne, das ohne weiteres als *casus belli* werde betrachtet werden, und dieses dunkle „man sagt, aber die Quelle, woher es stammt, habe ich nicht mit Bestimm-

heit ausfindig machen können," nimmt denn auch der Botschafter in seinen nächsten Bericht auf; er kommt darauf in einem spätern Privatbrief an den Staatssekretär zurück, der Fürst Dbolensky hat auch eine Anspielung auf etwas dergleichen gemacht, und so wird denn an dem nicht aufgespaltnen Knochen solange herumgenagt und herumgeleckt, bis man sich ungefähr einen Begriff davon zu machen imstande ist, was etwa für eine Sorte Mark darin stecken könnte. Auch die zur Botschaft gehörenden jüngern Herren durchheilen das Jagdrevier, schnuppern umher, lassen keine Fährte unversucht. Mit Durchsieben, Auflösen, Klären, Verflüchtigen und Wiederverdichten kommt die Regierung doch schließlich dazu, etwas zu vermuten, was die Presse nicht weiß, und was sie sogar mit Herrn von Blowitzens nie Hilfe erfahren wird, weil die Herren von der Presse doch schließlich für diesen exklusiven und sich authentische Nachrichten im sublimierten Zustande zuflüsternden Teil der Gesellschaft outsiders sind, und man gewisse Dinge nur erschnüffeln kann, wenn man wirklich zum Schwarm gehört und mittendrin fliegt.

Wir haben diesen kleinen Umweg genommen, um zu dem Schlusse zu kommen, daß die Presse — ihre großen Eigenschaften und Leistungen in Ehren — einen Gegenstand wie das französisch-russische Bündnis immer mit großer Zurückhaltung behandeln sollte, wie vorsichtige Leute etwas zu behandeln pflegen, was sie nur von einer Seite kennen, und wovon sie wissen, daß andre es von allen Seiten kennen. Denn es ist doch immerhin sonderbar, daß sich irgend jemand ohne zwingende Not und aus eigenem Antriebe in die falsche und lächerliche Lage der berühmten Fliege bringen sollte, die auf einem schweren, von vier Pferden bergauf gezogenen Lastwagen sitzend das schwere Werk allein mit ihren Reden zu gutem Ende und den Wagen auf die Höhe hinauf gebracht zu haben glaubte.

Ob sich die französische Regierung als Gegenleistung für das von ihr Rußland zuliebe in Ostasien auf sich Genommene in Osteuropa und insbesondre an unsrer Grenze Trommeln und Trompeten hat versprechen lassen, wissen wir nicht, und wir sind damit, glauben wir, in demselben Falle mit einer Menge Menschen, die gern etwas darüber hören würden, aber sich bescheiden den Mund wischen müssen. Die deutsche Regierung wird von einer solchen Abmachung wohl auch schwerlich mehr als auf Umwegen die allgemeinsten Umrisse zu erraten bekommen.

Wenn man sich nun sagen muß, daß man in dieser Sache vom hellen lichten Tage nichts weiß, und daß man also weder beurteilen kann, wo die Gefahr schwebt, noch wie dringlich sie ist, so läge es, sollten wir meinen, nahe, daß man fürs erste die Regierung sorgen ließe. Wo es allem Vermuten nach darauf ankommen wird, eine gefährliche Konstellation durch einen raschen und praktischen Schachzug zu neutralisieren, dürfte es doch mehr als Unverstand sein, wenn der ehrsame Bürger einen solchen Augenblick, für den die Regierung alle Hände frei haben muß, dazu benutzte, in ungeniertester Weise auf eigne Hand kurzfristige, sagen wir zum Beispiel englischfeindliche Gefühlspolitik zu treiben. Ihn vor solchen unreifen Streichen zu warnen, ist die Pflicht und der Beruf der Presse. Wie sie ihre Pflicht erfüllt und ihrem

Verufe nachkommt, davon geben täglich viele Duzende von Leitartikeln schmerzliches Zeugnis. Wir wissen es zwar längst, daß alles Zureden dem von seiner Weisheit und Unübertrefflichkeit durchdrungenen Deutschen gegenüber vergeblich ist, aber leid thun uns solche Valenbürgerstreiche doch immer wieder von neuem, des Leiters der auswärtigen Politik und des Deutschen Reichs wegen, denen auf diese Weise so beschwerliche Klöße ans Bein gebunden sind.



Die britische Regierung

Von Hugo Bartels

(Schluß)



n der ganzen Weltgeschichte läßt sich nur die venetianische Oligarchie mit der britischen vergleichen. Hier wie dort dieselbe Thatkraft, derselbe Erfolg. Aber die Gefahr der Verknöcherung, die Venedig kraftlos zu einer Beute Bonapartes machte, drohte auch der britischen Regierung. So großes sie geleistet hatte, sie war doch bloß eine Klassenregierung, und gegen das Ende des achtzehnten Jahrhunderts mehrten sich die Anzeichen, daß sie nicht mehr so wie am Anfang den Besitz und die Bildung hinter sich hatte. Der Versuch, die amerikanischen Kolonien ebenso zu behandeln wie das britische Volk, war mißglückt, doch der Fehlschlag hatte keinen bleibenden Eindruck hinterlassen. Daheim blieb alles beim alten, und das Volk wurde mit schwerer Hand niedergehalten. Zur Zeit der französischen Revolution öffentlich von einer Reform des Parlaments zu sprechen, brachte vierzehn Jahre in Botanybai ein, und die Habeascorpusakte blieb jahrelang außer Kraft gesetzt.

Nach der Zeit des Kampfes gegen Napoleon, die innere Fragen in den Hintergrund gedrängt hatte, trat die Unzufriedenheit in vermehrter Stärke hervor. Das Volk nahm stetig zu an Zahl, es mühte sich ab in Fabriken und Bergwerken, aber von dem Reichtum, der sich häufte, floß nichts in seine Taschen. Eine erbarmungslose Ausbeutung drückte es herab auf ein Leben, das noch geringer war als ein tierisches Dasein. Je länger je größer wurde der Abstand zwischen Reich und Arm, Hoch und Niedrig, und die Regierung sah dem gleichmütig zu, teils aus Hochmut, teils weil sie sich durch schrankenloses Gewährenlassen die Mittelklassen zu verbinden glaubte. Solange sie nur mit den unorganisierten Massen zu thun hatte, brauchte sich die Regierung nicht zu fürchten. Am 19. August 1819 hatte in Manchester eine Abteilung der Yeomanryreiterei genügt, eine Volksversammlung von 60 000 bis 80 000 Menschen zu sprengen. Aber die Regierung sah auch den Mittelstand sich gegenüber mit einer Waffe, weit gefährlicher als die Steine des Pöbels, mit der Waffe der öffentlichen Meinung, die durch das gesprochene wie das geschriebene Wort eine